

Es war einmal in Érmihályfalva

RUMÄNIEN Auf den Spuren der Vorfahren von Louise Glück, die in diesem Jahr den Literaturnobelpreis erhält

VON RABBINER JOEL BERGER

Die Vorfahren der diesjährigen Literaturnobelpreisträgerin Louise Glück stammen aus Érmihályfalva, einem kleinen Ort mit reicher jüdischer Geschichte.

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs lag Érmihályfalva in Ungarn und gehörte zur k.u.k. Monarchie. Doch 1918 wurde der Ort mit seinen 6000 Einwohnern, von denen 1200 Juden waren, rumänisch. Er liegt im Westen des Landes und heißt auf Rumänisch Valea lui Mihai.

ERINNERUNGEN Érmihályfalva steht mir selbst sehr nahe, denn es ist der Geburtsort meines Vaters. In vielen seiner Erzählungen und Lebenserinnerungen war die dortige orthodoxe jüdische Gemeinde durch ihre markanten Persönlichkeiten anwesend und lebendig.

Wenn ich nach der Schoa in Budapest mit meinem Vater die Gottesdienste in den Synagogen besuchte, trafen wir häufig Beter, die wie er aus Érmihályfalva stammten, denn dieser Ort hatte seit jeher eine reiche jüdische Tradition.

Bis 1918 war das Städtchen ungarisch und gehörte zur k.u.k. Monarchie.

Wie Louise Glücks Großeltern Heinrich Glück und seine Frau Theresia, geborene Moskovitz, wohl die Nachricht von der hohen Auszeichnung ihrer Enkelin Louise aufgenommen hätten? Beide stammten aus gutbürgerlichen Elternhäusern und waren anerkannte Mitglieder der örtlichen jüdischen Gemeinde. Heinrich Glück betrieb den Holzhandel »Feldmann und Glück«.

Auch die meisten anderen Verwandten von Louise Glück waren wohlhabend und beteiligten sich an der Entwicklung des Ortes. Bekannt war die Familie für ihre Spendentätigkeit. So gehörte ein Onkel von Louise Glück zu den Gründern der großen prachtvollen Synagoge.

Was die Großeltern im Jahre 1900 während der sogenannten guten alten Zeit zur Auswanderung nach New York trieb, lässt sich nicht ermitteln. Die übrige Verwandtschaft aber blieb im Städtchen.

Die Familie Glück beteiligte sich an der Arbeit der örtlichen Sparkasse und der Volksbank. Adolf Glück saß im Vorstand der Kaffeefabrik von Érmihályfalva, und der Familie gehörten auch eine Glasfabrik und eine Damenmodenfirma.

Ein weiteres Mitglied der Familie, Benő Glück, gründete im Jahr 1900 im Ort eine

Mühle und benannte sie nach seiner Frau Gizella Horovitz. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es eine der wichtigsten Mahlstätten der Region.

ELEKTRIZITÄT Ich erinnere mich daran, dass mein Vater mir einmal eine besondere Episode aus dem jüdischen Leben des Ortes erzählte: In der Zeit seiner Kindheit führte die große Synagoge elektrische Beleuchtung ein. Der Gemeindevorstand weigerte sich jedoch, die Synagoge mit dem Strom aus den städtischen Elektrizitätswerken zu speisen, da dort auch am Schabbat und an jüdischen Feiertagen Strom produziert wurde. Bei der Renovierung der Synagoge wurden deshalb auf dem Dachboden große Generatoren installiert und vor Einbruch des Schabbats eingeschaltet, um die Synagoge vom städtischen Stromnetz unabhängig zu machen.

Als ich Érmihályfalva 1990 im Rahmen einer Exkursion mit meinen Studenten des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts besuchte, sah ich auf dem Dachboden die noch intakten Akkumulatoren.

Eine weitere wichtige historische Bedeutung kommt der Stadt während des Ersten Weltkriegs zu: Sie war der erste ungarische Ort, an dem sich chassidische Juden auf ihrer Flucht aus der Ukraine und Galizien niederließen. Im Zuge der sogenannten Brussilow-Offensive, dem Durchbruch der russischen Armee an der Ostfront des Ersten Weltkriegs im Jahre 1916, und der darauf folgenden mörderischen Pogrome in der Ukraine und Galizien flohen zum ersten Mal Tausende chassidische Juden samt ihren Familien in die Region.

Chassidim hatte man zuvor in dieser Gegend noch nicht gesehen, und mit ihren schwarzen Kaftanen und ihrem andersartigen Gebetsritus erregten sie großes Aufsehen in Érmihályfalva.

Das große Verdienst des Gemeindevorstands war es daher, dass man den Neuankömmlingen das »Tif'eret Bachurim«, ein Gebäude, das bisher als Jugendzentrum gedient hatte, für ihre Gottesdienste und sonstigen Aktivitäten überließ. Auf diese harmonische Weise wurden die Chassidim in die bestehende Gemeinde integriert.

DICHTER Wie viele kleine Städte hat auch Érmihályfalva einen berühmten Sohn: Zoltan Zelk (1906–1981). Im kommunistischen Ungarn reüssierte er zunächst als Parteidichter der Kommunisten. Sein Vater war ein sehr beliebter jüdischer Kantor gewesen.

In den 20er-Jahren, nach dem Tod seines Vaters, zog Zelk nach Budapest, suchte dort bald Anschluss an die sozialistische Arbeiterbewegung und wurde deren Mitglied. 1925 wurde sein erstes Gedicht ge-



Foto: picture alliance / abca



Die Wurzeln der amerikanischen Lyrikerin Louise Glück liegen in Érmihályfalva.

druckt. Er überlebte den Arbeitsdienst unter den sadistischen ungarischen Gendarmen in der Ukraine und in Belarus. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte er seine goldenen Jahre. Er veröffentlichte insgesamt mehr als 40 Schriften und etliche Gedichtbände und erhielt mehrere Auszeichnungen. Mitte der 50er-Jahre beteiligte er sich an der antistalinistischen und revolutionären Bewegung. Daraufhin verurteilte das Regime János Kádár ihn und drei weitere jüdische Schriftsteller zu drei Jahren Kerkerhaft.

Eine interessante Episode weiß ich noch zu berichten. In den 60er-Jahren erzählte mir in Budapest mein damaliger Englischlehrer Ludwig Gelb, der ebenfalls aus Érmihályfalva stammte und später seinen Familiennamen in Gordon änderte, folgende Geschichte: Er war noch vor dem Ersten Weltkrieg aus Érmihályfalva ausgewandert und hatte die halbe Welt bereist. In London hatte er als Kellner in dem Klub gearbeitet, in dem auch der Erzähler und Dramatiker W. Somerset Maugham verkehrte. Der Autor wurde neugierig auf den Kellner mit dem charmanten ungarischen Akzent, und die beiden kamen ins Gespräch, wobei der Kellner dem berühmten Autor häufig Witze und Anekdoten aus seiner Kindheit erzählte.

Die Lieblingsanekdote des Kellners handelte vom glücklosen Synagogendiener von Érmihályfalva, dem Schamasch, der, von den Synagogenmitgliedern als nutzloser Analphabet entlassen, nach Amerika ausgewanderte.

In Amerika kam er trotz seines Handicaps zu Reichtum und Ansehen, wurde Besitzer eines Konzerns – blieb aber bis an sein Lebensende Analphabet. Auf die Frage, was aus dem berühmten New Yorker Magnaten wohl geworden wäre, hätte er lesen und schreiben können, antwortete er: »Synagogendiener in Érmihályfalva!«

Somerset Maugham inspirierte dies zu seiner Kurzgeschichte »The Verger« (1927). Maugham machte in seiner Version aus dem jüdischen Schamasch einen Küster. Später entstand daraus sogar ein Film.

Gordon aber kehrte noch vor Beginn des Zweiten Weltkriegs nach Érmihályfalva zurück, denn als »feindlicher Ausländer« durfte er nicht länger in England bleiben. Zu Hause angekommen, wurde er deportiert – und überlebte als Einziger seiner Familie die Hölle von Auschwitz.

Ob Louise Glück jemals in Érmihályfalva gewesen ist, weiß ich nicht, doch habe ich gelesen, dass der Bürgermeister des Städtchens die Dichterin eingeladen hat, um ihr den Ort zu zeigen.

Der Autor ist emeritierter Landesrabbiner von Württemberg. Er wurde 1937 in Budapest geboren.

Eine fast verschwundene Gemeinde

SYRIEN Die Fotografin Rania Kataf hat sich mit der Kamera im alten jüdischen Viertel von Damaskus umgesehen

Wer heute durch das jüdische Viertel in der Altstadt von Syriens Hauptstadt Damaskus streift, muss ganz genau hinschauen, um Spuren dieser einst größten jüdischen Gemeinschaft im arabischsprachigen Raum zu finden. Da ist zum Beispiel die alte Schule inmitten einer stauigen kleinen Gasse, an deren Türstürze man noch den eingravierten Davidstern erkennen kann. Da ist der ehemalige Shmaya-Palast – früher eines der prächtigsten Häuser im Viertel, heute enge Wohnungen in schlechter Bausubstanz –, an dessen Eingang man ein steinernes Fresko der abgerissenen Privatsynagoge finden kann. Da ist die historische Al-Frenj-Synagoge, das letzte noch funktionierende jüdische Gotteshaus im Land.

Die syrische Dokumentarfotografin und Journalistin Rania Kataf hat sich in ihrer Heimatstadt mit der Kamera auf die Suche nach den architektonischen Spuren des einst so vielfältigen jüdischen Lebens in Damaskus gemacht. Entstanden sind bewegende fotografische Einblicke in das Innenleben einer aus biblischen Zeiten stammenden Gemeinschaft, die im Jahr 2020 im Verschwinden begriffen ist. Von den ehemals 30.000 bis 50.000 Juden in



Foto: Rania Kataf

Innenraum der Synagoge in Damaskus

ganz Syrien vor dem Zweiten Weltkrieg sind heute nur noch wenige verblieben, genau gesagt zwölf Menschen, die alle fortgeschrittenen Alters sind und in Damaskus leben. Rania Kataf hat während ihrer Recherche einige der letzten verbliebenen Juden in der Stadt zum Gespräch über ihr Land und ihre Identitäten zwischen arabisch, jüdisch und syrisch getroffen.

Zu sehen sind die Fotos aus der Hauptstadt eines durch den seit Jahren im Land wütenden Bürgerkrieg gezeichneten Staates derzeit in der Ausstellung *Tür an Tür – Syrisch-jüdische Geschichte(n)* im Projekttraum SCOTTY in Berlin-Kreuzberg. Wegen der Corona-Pandemie sind die Aufnahmen im Rahmen eines virtuellen Rundgangs online zu sehen. Die Interviews werden in einer Publikation zugänglich gemacht.

»Die Fotos von Rania Kataf berühren und werfen mit dem Blick auf die architektonischen Spuren aus der Vergangenheit die Frage auf, was es heute noch an jüdischem Leben in Syrien gibt«, sagt Ausstellungskuratorin Tanja Lenuweit. Dass 2020 überhaupt noch Juden in Damaskus leben, habe sie selbst überrascht. »Die In-

terviews, die Rania Kataf mit Gemeindegliedern geführt hat, geben spannende Einblicke in die Gedankenwelt dieser Menschen«, sagt Lenuweit.

Die Ausstellung ist Teil des Projektvorhabens »Der Gang der Geschichte(n)«. Das Projekt untersucht Narrative über Juden, die Schoa und Israel in Herkunftsländern von Zugewanderten und den entsprechenden Communities in Deutschland. Das Ziel dabei: Grundlagenwissen zu gewinnen und dieses für die politische Bildung nutzbar zu machen. Gefördert wird das Projekt der Initiative »Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung« von der Bundeszentrale für politische Bildung sowie vom Auswärtigen Amt.

»Die Nachforschungen von Rania Kataf und die Geschichten, die sie über die letzte verbliebene Generation von Juden in Damaskus zusammengetragen hat, ist die erste von den auf direkten Erzählungen basierenden Publikationen, die wir im Rahmen des Projektes erarbeiten wollen«, sagt Kuratorin Lenuweit.

In der Publikation werden Geschichten wie die von Albert Qamoo zu finden sein. Der 1940 in Damaskus geborene Mann ist das letzte Mitglied seiner Familie, das

noch in Syrien lebt. Rania Kataf hat sich im Oktober 2019 mit dem Vorsitzenden der kleinen jüdischen Gemeinschaft in Damaskus zum Interview getroffen und seine Geschichte aufgeschrieben. In dem Gespräch erzählt Qamoo über das Zusammenleben mit der muslimischen Mehrheit im Wechsel der Zeiten, die radikalen Veränderungen durch die Staatsgründung Israels und darüber, was es bedeutet, im heutigen Syrien jüdisch zu sein.

In Qamoos Erzählungen schwingt stets eine gewisse Melancholie mit über eine Gemeinschaft und ein Leben, das es schon seit Langem nicht mehr gibt. Aber auch der Wille der letzten verbliebenen Gemeindeglieder, das jahrhundertealte Erbe ihrer Vorfahren wachzuhalten, wird deutlich spürbar.

Jérôme Lombard

Die Ausstellung ist noch bis zum 19. Dezember im Projekttraum SCOTTY, Oranienstraße 46, in Berlin zu sehen. Als Projekttraum trotz Corona geöffnet donnerstags und freitags von 15 bis 19 Uhr und samstags von 14 bis 18 Uhr sowie nach Vereinbarung. Virtueller Rundgang online unter <https://vimeo.com/479565774>